



**KUNST- UND
KULTURPREIS
DER DEUTSCHEN KATHOLIKEN**

Siebte Vergabe – Sparte: Architektur – Verleihung am 28. Oktober 2011 im „Haus am Dom“ Frankfurt a. M.

Ulla Hahn

Laudatio auf Peter Zumthor

Es war ein Besuch im Kolumba, der mich spontan zustimmen ließ, heute hier zu Ihnen zu reden und Sie, lieber verehrter Peter Zumthor, zu preisen. Ein kurzer Besuch nur zwischen zwei Zügen, lang genug, um Bilder heraufzubeschwören, eine Kapelle in einer massiven, gleichwohl luftigen Hülle, (Höhle?), ein Holzsteg über Trümmer von Grundmauern, das lichtgraue glatte Neue, das brandgeschwärzte versehrte Alte. Aus meinem Heimischsein in der Dichtung, der Poesie, aus meinem liebenden Wissen, meiner wissenden Liebe, meiner Kenntnis um das Handwerk der Dichtung fand ich auch den Schlüssel zum Werk Peter Zumthors.

Denn: Gehorcht nicht der Autor – was ja nichts anderes heißt als Urheber und daher auf Architekten wie Dichter gleichermaßen zutrifft –, gehorchen sie nicht beide denselben Gesetzmäßigkeiten? Immer ist die Basis jedes Kunstwerks: der Triumph der Form über die Materie, den Stoff. Warum tröstet uns ein Gedicht tieftraurigen Inhalts? Trost liegt allein in der gelungenen Gestaltung, der Form. So wie ich das Gedicht als Ge-Bilde, Ge-bäude auffassen kann – wir sagen ja auch: Wie ist das Gedicht gebaut? –, genau so lesen kann ich das Gebäude als Gedicht. Ein Gebäude interpretieren wie ein Gedicht. Ich möchte diesen Gedanken, bevor ich zum Kolumba-Museum komme, an einem Besuch der Bruder-Klaus-Kapelle in Wachendorf entfalten.

Ich näherte mich der Kapelle an einem sonnigen Herbstnachmittag. Wir parkten den Wagen auf dem vorgeschriebenen Platz und machten uns auf den Weg. Ein alter Pilgerweg zum Heiligen Rock nach Trier, ließ ich mir sagen. Meine Augen suchten die Kapelle. Mit Bedacht hatte ich mir das Internet verboten, wollte ohne Krücken sehen, nicht den Reise- oder Museumsführer in der Hand, wenn die Augen nur auf das Vor-Geschriebene gerichtet, auf folgsame Verifizierung der vorgekauften Fakten, sogar der Gefühle, bedacht sind: Hier sehen Sie diese anrührende Madonna, dort dieses ergreifende Kruzifix und so fort. – Aber dies nur am Rande.



Deutsche Bischofskonferenz
Kaiserstraße 161, D-53113 Bonn
Tel.: (0049) (0)228 103-214
E-Mail: pressestelle@dbk.de

Zentralkomitee der deutschen Katholiken
Hochkreuzallee 246, D-53175 Bonn
Tel.: (0049) (0)228 38297-28
E-Mail: presse@zdk.de



Zu Fuß muss der Besucher der Kapelle entgegengehen; den Boden, die Erde des Feldwegs unter die Sohlen nehmen, sich Mühe machen; sich Zeit nehmen; nicht mal eben vorfahren, Kamera raus und wieder weg. Die Gang-Art muss man wechseln. Auch das Gedicht verlangt eine andere Les-Art als Prosa in Alltagssprache.

Ohne visuelle oder sonstige Vorbereitung also näherte ich mich der Kapelle. Das Eifeler Ehepaar Trudel und Hermann-Josef Scheidtweiler, ließ ich mir sagen, hatte den Auftrag gegeben. In Bertolt Brechts „Legende von der Entstehung des Buches Taoteking“ lässt der Zöllner den Weisen Laotse erst weiterziehen, nachdem dieser ihm seine 81 Weisheiten aufgeschrieben hat. Das Gedicht schließt: „Also sei der Zöllner auch bedankt / er hat sie ihm abverlangt.“ In diesem Sinne gilt mein Dank auch Ihnen, liebe Frau Scheidtweiler, lieber Herr Scheidtweiler.

Ungeduldig suchten meine Augen die Landschaft ab. Wo hatte der Architekt sein Werk versteckt? Dort! riefen meine Begleiter und wiesen nach einem Wäldchen auf einem Hügelrücken am Horizont, eine ganze Strecke vom Anfang unseres Fußpfades entfernt. Im gleißenden gelbgrauen Sonnenlicht konnte ich den Baumstreifen unschwer ausmachen, aber die Kapelle? Ganz genau hinsehen musste man, um ein Rechteck zu erspähen, das sich, nur wenig dunkler und dichter als Astwerk und Laub, in die natürliche Nachbarschaft einfügte. Und sich dann immer klarer abhob. Schritt für Schritt, von Augenblick zu Augenblick veränderten sich die Verhältnisse von Natur und Kunstwerk, Natur und Menschenwerk. Die Dinge an sich herankommen lassen. Ich ließ die Kapelle an mich herankommen. Die Kapelle ließ mich an sich herankommen. Ich musste mich bewegen, um ihr näherzukommen. Sie bewog mich, ihr näherzukommen. Die Herausforderung zum Dialog zwischen Bau und Schau war eröffnet. Ein Sonett Goethes fiel mir ein: „Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen / Und haben sich, eh man es denkt, gefunden; / Der Widerwille ist auch mir verschwunden / Und beide scheinen gleich mich anzuziehen.“

Indem ich näherkam, trug das Bauwerk den Sieg über das Baumwerk davon, bis im Spätsommerlicht Kapelle und Wäldchen jedes für sich, in versöhnter Nachbarschaft dastanden. Immer höher und schlanker wuchs die Kapelle wie im Zeitraffer vor mir auf.

Was hatte ich im Näherkommen gedacht? Oder genauer: Was hätte ich gedacht, hätte ich nicht gewusst, dass ich auf eine weltberühmte Kapelle zuing? Seltsames Ding, hätte ich gedacht, hätte voller Neugier meine Schritte beschleunigt, gemutmaßt: Ein Wachturm? Wozu? Hier in der friedlichen Landschaft. Relikt einer Burg, wie man sie manchmal in der Eifel antrifft, allerdings auf Gipfeln, nicht auf flachem Land. Ein Silo? Hier in den Feldern schon eher wahrscheinlich, aber so groß?

Gereizt war ich, wie im Gedicht von einer kühnen Zeile, einem ausgefallenen Bild, einer überraschenden Metapher. Gereizt sein, ergriffen sein: unabdingbare Voraussetzung, um sich ein ästhetisches Gebilde jedweder Art und Gattung zu Eigen machen zu wollen.

Näher kommend erst bemerkte ich, dass ich es mit einem Pentagon zu tun hatte, einem Fünfeck. Zeichnet man dem Fünfeck seine Diagonalen ein, entsteht ein Pentagramm, ein Sternfünf-

eck, das Symbol der Venus, seit den Pythagoräern mit geheimnisvollen Kräften und Eigenschaften bewehrt; die heilige Zahl fünf wurde den fünf Elementen Licht, Luft, Feuer, Wasser, Wind zugeordnet. In der christlichen Ikonographie wiederum verweist der Fünfstern auf die fünf Wunden des Gekreuzigten. Und schließlich wusste schon Goethes Faust, wie man den Teufel aus dem Haus hält: mit dem Drudenfuß, dem Pentagramm.

Nun mögen Sie sagen, verehrter Herr Schöpfer, nichts davon hätten Sie sich bei Ihrer kühnen Konzeption gedacht. Ein Einwand, der mir sehr bekannt ist: Gedichten ergeht es nicht anders. Denn auch das ist ein Zeichen gelungener Form: dass sie offen ist für den, der fragt. Immer anders, immer neu. Wenn ich das nächste Mal die Bruder-Klaus Kapelle besuche, haben sich Landschaft, Licht, die Temperaturen, die Farben der Felder, des Laubs geändert und nicht zuletzt ich mich selbst. Das Kunstwerk ist einfach nur da. Es ist eine Antwort des Künstlers. So wie ich in meinen Gedichten Antworten versuche, gibt der Autor Peter Zumthor Antwort in seinen Bauten. Doch ich, die Besucherin, vernehme die Antwort, die das Gebäude mir gibt, nur dann, wenn ich es befrage, wenn ich etwas von ihm will, mag sein, immer dasselbe, mag sein Neues. „... Die etwas fragen / Die verdienen Antwort.“ So Laotse im schon erwähnten Gedicht Brechts. Ja, füge ich hinzu: sie verdienen sie – sich.

Dann, von Angesicht zu Angesicht, nahm ich das Gebäude in Augenschein, so wie man ein Gedicht bei sorgsamem wiederholtem Lesen erforscht; erkundete, wie es gebaut ist, prüfte sein Material, die Textur, die der Form als Grundlage dient, aber sie auch mitbestimmt, herausfordert, aus den Wörtern ebenso wie hier aus dem weißen Beton, der mit Kies und Sand aus der Landschaft durchsetzt ist, gestampftem Beton, schichtweise von Männern aus der Umgebung, von Nachbarn des Wäldchens festgestampft, die sich diesen neuen Nachbarn schufen. Als spürte man noch die Hammerschläge, so lebendig fließen Sand und Kies im steinernen Flussbett dem Himmel entgegen, 24 gestapelte Tagwerke, wie Zumthor die Schichten nannte, 12 Meter hoch. Rissig und rauh melden die Fingerkuppen dem Tastsinn, fahren in runde Öffnungen, sektglasrundgroß, mehr als dreihundert Löcher, Rohre aus einer Brauerei, in Stücke geschnitten, eingesetzt, dass Luft ins Innere käme. Später, erfuhr ich, wurden die Löcher mit Glaskugeln geschlossen, damit „Bruder Wind“, so Franz von Assisi in seinem „Sonnengesang“, im Kapelleninnern nicht die Oberhand gewönne und fromme Beter durch allzu pfingstliches Brausen vertriebe.

Habe ich das Äußere sorgsam genug erfasst? Dann darf ich eintreten. Dort ist die Tür, ein unregelmäßiges Dreieck. Dreieck? Hier liegt die Symbolik noch näher, besuchen wir doch ein Haus des dreieinigen Gottes, der mit dem Auge der Vorsehung über uns wacht. Darauf weist auch das schlichte Kreuz über der Tür.

Die Tür schwingt auf. Aus dem strahlenden Herbsttag – die Stahlrohre sprühen in schrägen Winkeln das Sonnenlicht – trete ich in einen dunkel-dämmrigen Gang. Herbstgeruch wie von Holzkohlenfeuer umfängt mich. Nach wenigen Schritten stehe ich in einem spärlich beleuchteten Rund, der Kohlegeruch verschärft sich, ich taste die rauhen Wände entlang, rissig wie Baumrinde, Ausbuchtungen baumstambreit. 120 Fichtenstämme aus dem Münstereifeler

Stadtwald, erfahre ich später, hat Zumthor hier zu einem zeltartigen offenen Rund gestellt. Hat eine ganz enge Nachbarschaft gestiftet zu den Bäumen da draußen, hat die Stämme durchs Feuer geschickt, sie geläutert, ihre Gestalt gewandelt, den Gegenstand in sein Abbild verwandelt, transformiert zur Kunst.

Unwillkürlich wird mein Blick gen Himmel gezogen. Den Kopf weit in den Nacken gelegt – eine zur gewohnten Demutshaltung des Betens entgegengesetzte Bewegung und dieser doch so nah verwandt – den Kopf also weit in den Nacken gelegt, macht sich der Blick auf den Weg nach oben, umkreist das Meditationsrad, strebt dem Licht entgegen. Das ungehindert einfällt, dort wo der Autor dieses wortwörtlich aus dem Boden gestampften Gedichts sein schönstes Bild schafft: den Himmel. Den Blick ins Offene zum Firmament, lateinisch firmamentum, Befestigungsmittel, das ewig Haltende, das Halt-Ende des Irdischen. Grenze erfahren als Entgrenzung.

Hier mit dem Blick auf den Himmel über der Dunkelheit, am Firmament befestigt, geborgen, begreifen wohl die meisten, und sei es nur für Sekunden, dass wir mehr sind als Endverbraucher (und am Ende Endverbrauchte), und für einen Augenblick hat der unsterbliche Teil den Kampf über den sterblichen gewonnen.

Sehr klein stehe ich in der Kapelle, nahe der Stele von Bruder Klaus, Nikolaus von der Flüe, dem Schutzpatron der Schweizer und der Landleute, zünde eine Kerze an, spreche mit meinen Begleitern Gebete und singe. Großer Gott wir loben dich – wie leicht kommt uns das in diesem Raum über die Lippen. In diesem Raum, der uns unseren Herzensraum geöffnet hat, nicht anders als ein Gedicht, ein Gebet, dem wir uns anvertraut haben, dem wir uns geöffnet haben. Indem wir uns gefangen nehmen lassen von dem, was besser, größer, beständiger ist als wir selbst, werden wir frei. Der gebaute Raum wird zum Seelenraum.

Ich blicke zu Boden, in der Wasserlache des wellig gegossenen Zinn-Bleibodens spiegelt sich meine Kerze, im Winter werden Schneeflocken hierher ihre lautlosen Wege finden, bei Regen die Tropfen aufsässig klatschen. Geborgenheit und Offenheit: Hier in der Bruder-Klaus-Kapelle kommen die Gegensätze zur Ruhe. Der Trost der Form. Die Bruder-Klaus-Kapelle – eine Topografie des Trostes. Welch ein Geschenk des Architekten!

Gestatten Sie mir hier, lieber Peter Zumthor, liebe Festgemeinde eine Abschweifung. Eine Laudatio sollte sich ja mit dem befassen, was dem zu Preisenden gelungen ist, nicht mit einer Niederlage. Und dass Zumthors Topografie des Terrors in Berlin *n i c h t* gebaut wurde, *i s t* eine Niederlage. Aber nicht die Niederlage Peter Zumthors. Es ist die Niederlage des Berliner Senats. Es gibt in Berlin bedeutende Denkmäler für die jüdischen Opfer der Nationalsozialisten. Den Opfern des Widerstandes ein ebenbürtiges Denkmal zur Seite zu stellen, ein Denkmal, das der Frauen und Männer würdig wäre, die ihr Leben im Kampf gegen den Terror verloren, wäre eine nationale Pflicht des Senats gewesen. Ich möchte Peter Zumthor an dieser Stelle ausdrücklich für seinen großartigen Entwurf und seinen Einsatz danken. Was dort jetzt steht, ist nicht der Rede wert.

Doch zurück zur Bruder Klaus Kapelle. Wer das Dreieck wiederum aufstößt auf dem Weg hinaus, der fühlt sich auf sonderbare Weise ein-gestimmt, um-gestimmt, an-gestimmt, Stimme in einer unendlichen Melodie. „... denn da ist keine Stelle / Die dich nicht sieht. Du musst dein Leben ändern“ schließt das Sonett Rilkes vom Archaischen Torso Apollos. Ich fühlte mich auf eine vage Weise geläutert. Ich fühlte mich dankbar. Ein Gefühl, das sich verstärkte, als ich weiter hinaus trat ins noch immer helle Licht, der Horizont schon rosig gefärbt, rotgoldene Sonne im Untergang, schräge Strahlen durch die grüngelben Gipfel ins herbstsatte Gras. „Nichts Schöneres gibt es unter der Sonne / Als unter der Sonne zu sein!“ lautet die Schlüsselzeile der Hymne „An die Sonne“ von Ingeborg Bachmann. Nichts sind wir ohne Licht, ohne Sonne, alles müssen wir tun, um die Schöpfung zu bewahren, ob wir nun an den Schöpfergott glauben oder nicht.

Am nächsten Tag besuchte ich Kolumba in Köln. Stand vor der Goldwand mit Kleiderständer, dunklem Mantel und Hut; an der Wand daneben ein Petroleumlicht. „Tragedia civile“ von Jannis Kounellis. Doppelt erscheint der Verlust: das Göttliche symbolisiert im vage flackernden Schein, vom Menschen nichts übrig als Mantel und Hut. Die Verbindung zwischen Gott und Mensch scheint gerissen. Kann sie wieder hergestellt werden? Ich denke: Ja. Solange es Kunst, solange es Bauwerke gibt wie die Bruder-Klaus-Kapelle, die die Sehnsucht wachhalten nach dem, was wir nicht sind und nicht haben.

Nun werden Sie, verehrter Peter Zumthor, liebe Festgemeinde, gespannt sein, ob der Vergleich mit einem Gedicht mir noch weiterhelfen kann. Er tut es nicht. Anders als beim Projekt der Bruder Klaus Kapelle durfte im Kolumba der Autor seiner Phantasie nicht freien Lauf lassen. Ein Museum muss funktionieren. Es hat einen Zweck. Ein Gedicht hat diesen nie, ist, wie die Bruder-Klaus-Kapelle, Anregung, Herausforderung, wird erst im Kopf des Lesers zu Ende geschrieben, wird erst im eigenen Erfassen zu s e i n e m Gedicht, s e i n e r Kapelle.

Die meisten der hier Versammelten kennen Kolumba in seinem heutigen Zustand, seiner Vollendung, sie kennen vermutlich auch seine Geschichte; ich werde daher nicht näher darauf eingehen. Die größte Herausforderung, da werden Sie mir, verehrter Peter Zumthor, sicher Recht geben, war es wohl, die von den Kölnern heißgeliebte Kapelle „Maria in den Trümmern“ mit dem Museumsbau im wahrsten Sinn des Wortes unter einen Hut, ein Dach zu bringen, die Wunden der Vergangenheit offen zu halten, sichtbar zu lassen und dennoch zu zeigen: Die Vergangenheit ist vergangen, bleibt aber als Mahnung lebendig. In der Verbindung von offener Wunde, den Trümmern und der Vernarbung mit dem neuen Bauwerk, gelingt Zumthor das Wunder der Versöhnung ohne Beschönigung, ohne moralischen Zeigefinger. Beinahe als hätte Maria, zu der wir singen: „Maria breit den Mantel aus / mach Schirm und Schild für uns daraus / lass uns darunter sicher stehn / bis alle Stürm vorübergehn“ hier ihren Mantel aus schützendem Stein und schirmendem, schimmerndem, höchst kunstvoll gemischtem Beton über Vergangenheit und Gegenwart gebreitet, Mahnmal und Zufluchtsort in eine offene Zukunft.

Und nun wage ich doch noch einmal eine Parallele zum Gedicht. Ist es nicht so, als hätte der Autor Zumthor die steinernen Fragmente in das Gesamtwerk einbezogen wie ein gewaltiges

Zitat? Ein unabhängiger Block, der seine eigene Aussage behält und doch, in einen neuen Kontext gestellt, in ein Gespräch gezogen wird, bestätigend oder widersprechend? Eine in der Poesie seit dem Altertum bekannte Technik. Sodass der Tradition eine Reverenz erwiesen wird, aber selbstbewusst, ohne darin aufzugehen, ohne Unterwerfung. Überlieferung und Gegenwart in einem spannungsvollen dialektischen Verhältnis. Tradition und Gegenwart im Gespräch. „Seit ein Gespräch wir sind und hören können voneinander“ so Friedrich Hölderlin in seiner Hymne „Friedensfeier“. Ins Gespräch kommen: sich ansprechen lassen und erwidern. Fragen und antworten. Zumthors Kolumba ist selbst Gespräch und bietet Gesprächs-Raum für den, der schauen und hören will – auch den Straßenlärm von draußen oder Tauben vom Tonband.

Diese Spannung von Tradition und Gegenwart, von Sakralem und Profanem setzt sich im eigentlichen Museumsbau fort. Bleiben wir im Bild der Literatur, etwa beim Roman. Dem traditionellen Museum, dessen Räume wir im Nacheinander durchschreiten, entspräche dann ein lineares Erzählen mit seinen zeitlich aufeinanderfolgenden Ereignissen. Lineares Erzählen und traditionelle Hängung beziehen ihre Spannung vorwiegend aus den Inhalten.

Nicht, dass uns nicht auch im Kolumba die Inhalte in ihren Bann zögen. Doch Kolumba will und kann weit mehr. So wie die Politik auf den vielbeschworenen „mündigen Bürger“ setzt, schätzt Kolumba den mündigen Betrachter. In der Kunst veraltet nichts. Aber das ist immer neu zu beweisen. Im Museumskonzept des Kolumba fand ich diese These aufs Eindrücklichste bestätigt.

Und die Architektur schafft die Voraussetzung, das Gehäuse, für dieses Konzept, das deshalb hier so selbstverständlich aufgeht. Große Räume wechseln mit kleinen, hohe mit niedrigen; unregelmäßige Rechtecke, die größten Räume, bilden jeweils das Zentrum für die zugeordneten kleineren. Je nach Standort wechseln die Durchblicke, wechseln Licht und Schatten, der hellglänzende Fußboden spiegelt die Kunstwerke zurück, verdoppelt sie, Fenster rahmen die Aussicht zum Kölner Dom und zu den Menschen in den Straßen, Kunst und Leben durchdringen einander. Was soll ich sehen? Wo ist das „highlight“? Fehlanzeige! Nirgends wird der Blick durch Vor-Geschriebenes entmündigt. Der Museumsbesuch als Entdeckungsreise. Zur Kunst. Zu sich selbst.

Im Aufeinandertreffen von Kunstwerken verschiedener Epochen, im Miteinander, Füreinander, Gegeneinander, entstehen Reibungen, Schwingungen, Schroffheiten, Schmeicheleien, wie das in einem Gespräch eben so ist. Und der Betrachter ist aufgefordert, sich einzumischen; mitzureden, nicht nur im gewohnten Dialog mit dem Kunstwerk, sondern im vielstimmigen Chor, der durchaus auch einmal als Kakophonie empfunden werden kann. Und wer es entdeckt hat, kann den Südturm mit Bernhard Leitners Ton-Raum-Skulptur sogar als Klangkörper nutzen: Unser Hamburger Erzbischof Werner Thissen soll hier ein weithin schallendes Halleluja geschmettert haben!

Lange noch könnte ich schwärmen von dem, was Sie, verehrter Peter Zumthor, geschaffen haben. Mit einem großen Danke für Ihre, die Sinne und die Herzen öffnenden Arbeiten möchte ich schließen. Beinah. Denn wollen wir Autoren nicht immer auch mehr? Das Gedicht als Gebäude, das Gebäude als Gedicht. Was läge da näher, als ein Gebäude für ein Gedicht? Ein Wachturm, ein Weckturm, ein Leuchtturm? Ein Schutzschild, ein Schutzschirm für diese zerbrechlich-unzerbrechlichen Silbengebilde? Ein Weiser in die Anders-Welt? Hören Sie: „Das Haus für ein Gedicht ist eine Bank zum Sitzen, eine von der Sonne gewärmte Mauer im Rücken, ein Regendach. Es ist Stufenfeld, Hohlraum, Treppe, harte Fläche in der Wiese, ein Platz in der Mulde, ist Kanzel zum Stehen. Es ist gefasster Raum, Hohlweg, Arkade, Dach über der Erde. Es ist Zielpunkt und Ausgangspunkt und Mittelpunkt, ist offen und zugänglich, wie früher Kapellen oder manchmal, in München oder Florenz, eine Loggia für die Bürger der Stadt. Es lädt ein zum Besuch. In klaren Nächten, im Hochsommer, bei Nieselregen, im September.“ Worte eines Lyrikers? Nein, der Verfasser dieser präzisen, anschaulichen Zeilen ist Peter Zumthor selbst. Und natürlich wünsche ich mir und uns allen, dass diese Worte bald auch „festgemauert in der Erden“ ihre Form finden.

Dr. Dr. h. c. Ulla Hahn, von Haus aus Germanistin, wurde zunächst als Lyrikerin in den Achtziger Jahren bekannt. Nach inzwischen zehn Gedichtbänden, drei Romanen und einem Erzählband gilt Ulla Hahn heute als eine der bekanntesten und meistgelesenen Autorinnen der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur.